

Stacheldrahtorangen II

Wenn es zu viel regnet, stresst das die Orangenbäume auf der Insel. Die Früchte verlieren ihre Farbe und ihren Geschmack und fallen vom Baum, wie Menschen von Schlauchbooten. In den letzten Tagen gab es eine Unwetterwarnung für die Ägäis.

Es gibt in Griechenland kein funktionierendes Asylsystem. Es mangelt Flüchtlingen an allem: an Unterkünften, Nahrungsmitteln, medizinischer Basisversorgung. Gemäß der Dublin-Verordnung ist Griechenland für alle Schutzsuchenden verantwortlich, die an den griechischen Küsten anlanden – theoretisch. Die menschenunwürdigen Lebensbedingungen hier halten andere EU-Länder nicht davon ab, Geflüchtete nach Griechenland abzuschieben. Mit A, MA und M spreche ich daher Deutsch. Die drei haben die letzten Jahre in Deutschland und Österreich gelebt. Sie wurden abgelehnt. Die Hoffnung auf ein sicheres und menschenwürdiges Leben wieder einmal zerstört. Beim Verteilen der Lebensmittelpakete habe ich Doros Worte im Ohr: *We never lose hope*. Welche Spuren die Organisation und vor allem Doro hier auf der Insel hinterlassen, welche Spuren ich hier hinterlasse, wird mir erst langsam in so manchen schlaflosen Nächten bewusst.

Am Samstag verteilen wir die Lebensmittelpakete an vier Standorten in der Stadt. Damit hier die Kraft und Energie den Tag über reicht, starten wir mit einem gemeinsamen Frühstück in Paréa. Doro macht vorzügliche Cachucha. Das Packen der Lebensmittelpakete ist klar strukturiert und folgt einem ausgeklügelten Plan. Am Dienstag startet meine Arbeitswoche mit einem gemeinsamen Teammeeting, was mich sehr an mein Team in Innsbruck erinnert. Auch hier wird sich dienstags zusammengesetzt. Es werden Listen aktualisiert, Lagerbestände gecheckt und Bestellungen getätigt. Nach dem Teammeeting werden die trockenen Lebensmittel wie Reis und Linsen portionsweise, je nach Anzahl der Personen im Haushalt, abgepackt. Der Großteil der Pakete geht an Einzelpersonen. Aber auch siebenköpfige Familien werden mit Lebensmitteln versorgt. Neben Reis und Nudeln gibt es diese Woche auch Salz, Zucker und Schwarztee.

Am Mittwoch steht dann der große Einkauf bevor. Die Excel-Listen erleichtern uns die Arbeit enorm. 90 kg Zucker, 150 Dosen Tomaten, 90 kg Salz. A und ich haben Schwierigkeiten, die beiden Einkaufswägen zur Kassa zu schieben und ich habe das Gefühl, dass wir komisch angeschaut werden, wie wir den Lidl quasi leerräumen. Ich habe großen Spaß beim Einkauf und gewöhne mich langsam an die griechischen Buchstaben auf den Preisschildern. Am Freitag werden die letzten Bestellungen der frischen Lebensmittel wie Gemüse und Brot abgeholt. Da es seit zwei Wochen durchgehend regnet und die Fähre mit frischem Gemüse oft nicht auf der Insel ankommt, sind die Preise sehr gestiegen. Diese Woche gibt es rote Paprika, Zwiebeln, Kartoffeln, Orangen und Tomaten. Je nach Bedarf verteilen wir außerdem Windeln in unterschiedlichen Größen und Hygieneartikel.

Sonntags, montags und donnerstags habe ich immer frei. An den Tagen trifft man mich entweder bei Yoga & Sports an der Boulderwand, mit meinem Strickzeug oder Buch vorm Ofen (weil bei dem Regen keiner freiwillig vor die Tür geht, was katastrophale Zustände für Menschen im Camp bedeutet ... dazu aber an anderer Stelle mehr) oder in der Stadt im Palia Agora, dem Café, in dem sich alle Humanitarians nach der Arbeit treffen. Außerdem erkunde ich Stück für Stück die Insel. Dass ich dabei auf Spuren von Menschen auf der Flucht treffe, habe ich mir gedacht. Ich bin trotzdem nicht darauf vorbereitet.

Die Stadt Mytilini ist klein, die Straßen eng und teilweise sehr steil. Die Autos und Mofas parken überall, viele Spiegel fehlen. Vermutlich ein Ergebnis der engen Straßen. Ich habe mich an die griechische Fahrweise schnell gewöhnt und angepasst. Am Hafen angekommen, reihen sich die Boote der griechischen Küstenwache aneinander. Unter ihnen stechen mir vor allem Boote der europäischen Grenzschutzbehörde FRONTEX ins Auge. Abfahrtbereit stehen sie im Hafen, um „europäische Grenzen zu schützen“, „Migrationsströme zu organisieren“ und um bei der „Durchführung von Rückführungsaktionen zu unterstützen“. Wut steigt in mir auf. Für das Sterben an Europas Grenzen sind weder Naturgewalten verantwortlich noch Schlepperorganisationen, sondern eine Asylpolitik, die Schutzsuchende dazu zwingt, ihr Leben zu riskieren, um Schutz erhalten zu können. Für eine bessere Zukunft nehmen sie Tod, Folter und Diskriminierung in Kauf. Und Europa reagiert mit Abschottung und zieht seine Grenzen immer höher. Wer entscheidet, wer dazugehört und wer nicht? Genau das, was wir gerade mit der ICE in den USA sehen, passiert auch vor unserer Haustür. Es passiert jeden Tag an den Grenzen Europas und darüber hinaus.

Ich fahre zum Camp. Fotos darf ich natürlich keine machen. Ich darf die Europaflagge und die griechische Flagge fotografieren. Beide wehen nebeneinander auf der Höhe der Stacheldrahtspitzen im Wind, durch die ich die weißen Zelte sehen kann. Es ist viel los heute. Es regnet gerade nicht. Viele Menschen laufen am Straßenrand Richtung Stadt. Einen Gehweg gibt es keinen. Einen öffentlichen Bus auch nicht. Ab 22 Uhr muss man im Camp zurück sein, und jeden Morgen wird die Anwesenheit kontrolliert. Pro Tag und Person gibt es eine abgepackte Mahlzeit. Mir wird schlecht, als ich an der Packung rieche. Auch hier gibt es Lieferschwierigkeiten und Unterbrechungen der Kühlkette aufgrund der ausgefallenen Fähren während der Unwetter. Bis zum Lidl sind es vom Camp ca. zehn Minuten zu Fuß. Kaufen kann sich hier aber eh kaum jemand etwas. Bis zum Community Center Paréa läuft man 30 Minuten. Die Straßen und das Camp sind vom vielen Regen überflutet. Viele Menschen können die Zelte nicht verlassen, da sie keine trockene Kleidung mehr haben. Für Familien mit Kindern ist das anhaltend schlechte Wetter besonders herausfordernd. Selbst meine Bettdecke ist feucht, wenn ich mich abends ins Bett lege. Aber ich habe eine warme Dusche. Im Camp gibt es nur kaltes Wasser. Der Stacheldrahtzaun, der das Camp umzäunt, endet im Meer.

Ein paar Tage später fahre ich die Küstenstraße entlang. Die Felsen werden immer steiler und die Küste rauer. Ich biege ab und parke das Auto an einer kleinen Kapelle. Eins, zwei verlassene Picknickplätze im Pinienwald und der Geruch erinnern mich an Familienurlaube in Frankreich. Der Wind haucht diesem Ort zusätzlich etwas Gruseliges ein. Was genau mich bewegt, hier stehen zu bleiben, kann ich gar nicht sagen. Mich scheint es förmlich an diesen Ort zu ziehen. Ich laufe den Schotterweg Richtung Meer. Die Luft ist salzig und der Wind warm. Überall liegt Müll. Nein, es ist kein Müll. Es sind zurückgelassene Gegenstände. Dieser ganze Wald schreit nach angekommenen Menschen, nach Angst, nach Schmerzen und Erleichterung. Zwischen vielen Medikamenten entdecke ich Zahnbürsten und Haarbürsten, Lippenstifte, Kleidungsstücke, Rettungswesten, Rucksäcke und viele Schuhe. Nur einzelne. Der Wind flüstert mir an diesem Ort all die grausamen Geschichten von Menschen ins Ohr, die übers Meer flüchten müssen. Die Schicksale aller Geflüchteten, denen ich auf dieser scheiß Insel über den Weg laufe.

Ich laufe weiter über ein paar Felsen bis zum Wasser und frage mich noch, ob ich darauf vorbereitet bin, was mich gleich erwartet, als ich den Motor und ein paar Meter weiter das Schlauchboot auf den Steinen im Wasser sehe, das nicht nur die Luft, sondern womöglich auch Menschen verloren hat. Schlaff und schwer liegt es da. Still und leise. Keine*r schaut hin. Die aktuellen Zahlen der Regierung besagen *zero arrivals*. Sie lügen. Sie lügen, weil sie es nicht wahrhaben wollen, dass Menschen Grenzen überwinden, egal wie hoch die Mauern auch sind, egal wie viel Stacheldraht und Grenzschutzbeamte sie quälen und foltern, wie viele Anläufe es braucht, um in das Schlauchboot zu steigen, welches ich hier vor mir sehe. Letzte Nacht am 26.01.2026 sind 45 Menschen auf Lesbos angekommen.

Niemand hat mich hier drauf vorbereitet. Kein Studium, kein Praktikum, kein politisches Engagement, kein Glaube. Mir stockt der Atem und die Tränen schießen mir in die Augen. Was habe ich mir auch dabei gedacht. Natürlich sieht man die Spuren der Menschen, die voller Hoffnung und Überlebenswillen auf der Insel ankommen. Aber meine karierten Vans zwischen den schwarzen Rettungsringen zu sehen, lässt alles so fucking real werden. Und diese Realität tut verdammt weh. Ich steige ins Auto und rufe meine Schwester an. Ich weiß nicht, wann ich das letzte Mal so geweint habe.

Jeder Rettungsring an Land steht für eine Person, die überlebt hat. In Sicherheit ist sie aufgrund unserer rassistischen und menschenverachtenden Asylpolitik allerdings noch lange nicht. Wann die Menschen wirklich ankommen und in Sicherheit leben, weiß ich nicht, aber ich kämpfe dafür. Jetzt sitzen wir hier und essen gemeinsam Orangen aus unseren Lebensmittelpakten.

We nerver lose hope!